

Der schottische Dichter Charles Hamilton Sorley als Student im Sommer 1914 an Saale, Lahn und Mosel



Fotografie des Dichters in Uniform. Abbildung aus dem Band "For Remembrance: soldier poets who have fallen in the war", 1918 (<https://archive.org/details/forremembranceso00adcouoft>).

Ein Ehrenmal in der *Poets' Corner* der Londoner *Westminster Abbey* erinnert an 16 namhafte britische Dichter des Ersten Weltkriegs, des *Great War*, wie er im Englischen heißt. Darunter ist der mit 20 Jahren am 13. Oktober 1915 in der Schlacht bei Loos in Frankreich gefallene Lyriker (*Captain*) Charles Hamilton Sorley. „Er hatte Anlaß zu berechtigter Hoffnung gegeben, sich einmal zu einem kraftvollen und originären Genie zu entwickeln“, liest man im Gedenkbuch, der *Roll of Honour*, des *Marlborough College*, seiner ehemaligen *Public School* in der südenglischen Grafschaft *Wiltshire*, Schule auch des wenige Jahre älteren Kriegsdichters *Siegfried*

Sassoon (1886-1967).

Charles Hamilton Sorley wurde am 19. Mai 1895 im schottischen Aberdeen als älterer Zwillingssohn einer Akademikerfamilie geboren. Das Vater[1] war Professor für Moralphilosophie an der Universität Aberdeen, bald darauf am *King's College* Cambridge. Die Mutter war ebenfalls hochgebildet mit vielseitigen musischen Interessen. Die Eltern gehörten der schottisch-presbyterianischen Kirche an. Charles' künftige Ambitionen, etwa seine Vorliebe für Sprachen und Kulturen des klassischen Altertums, seine poetische Neigung, seine tiefe innere Religiosität und ein fester moralischer Standpunkt wurden durch das Elternhaus geprägt. Dem Schulbesuch in Cambridge folgte ab 1908 bis 1913 ein Aufenthalt am *Marlborough College*, einer renommierten *Public School*. Naturwissenschaftliche Fächer, Mathematik, Geschichte, Altes Testament, Latein, Griechisch, englische Literatur, moderne Fremdsprachen wie Französisch und ein wenig Deutsch gehörten ebenso zum Unterrichtsprogramm wie sportliche Aktivitäten; Charles liebte Rugby und genoß lange Cross-Läufe bei Wind und Wetter durch die Hügellandschaft *Wiltshires*. Freiwillig schloß er sich im Alter von 16 Jahren dem *Officers Training Corps* an, einer Institution zur Heranbildung von Offiziersnachwuchs für das britische Militär. Zum Bildungskonzept einer *Public School* gehörte es auch, daß Ältere ihre jüngeren Mitschüler erziehen halfen – mit systembedingten tyrannischen Auswüchsen, was Charles sehr kritisierte. Er selbst übte in seinem letzten Trimester die Funktion eines *House Prefect* („Hausältester“) aus. In Marlborough gelangten erste Gedichte, feingeschliffen in der *Literary Society* der Schule, zur Veröffentlichung; sie erregten Aufmerksamkeit unter poetisch Interessierten und wurden mit Literaturpreisen bedacht. Seine herausragenden schulischen Leistungen brachten ihm ein Stipendium am *University College* in Oxford ein. Er verließ vorzeitig, da ihm der Schulbesuch und der schulische Lebensstil keine neue Herausforderung mehr boten, das *Marlborough College*. Doch erinnerte er sich gern, wie viele Briefe bezeugen, an die dort erworbene Bildung, hielt Kontakt zu Schulkameraden und Lehrern.

Die Eltern schickten ihn im Januar 1914 zu einem Studienaufenthalt nach Deutschland. Der Vater hatte selbst in Tübingen und Berlin studiert. Charles wurde zunächst in Schwerin *Paying Guest* einer akademisch gebildeten Familie, um seine Deutschkenntnisse soweit zu festigen, daß er anschließend ein Studium an der Universität Jena aufnehmen konnte. Jena mit seiner großen akademischen Tradition war in den Augen des Vaters ein ebenbürtiger Studienort zu Oxford oder Cambridge. In Schwerin spielte er Seite an Seite mit preußischen Offizieren Hockey, unternahm Reisen nach Berlin und an die Ostseeküste, beschäftigte sich mit herausragenden deutschen Dichtern wie Goethe und Heine, besuchte Theatervorstellungen mit Stücken der literarischen Moderne (Ibsen) – eine Leidenschaft, die ihn künftig aus Jena ins Weimarer Theater führen wird, wobei ihn die dortigen Shakespeare-Aufführungen (auch eine im Bergtheater von Friedrichroda) besonders beeindruckten. Ende April 1914 reiste er dann in die Universitätsstadt an der Saale.



Jena in alten Ansichtskarten. Hg. v. Wolfgang Gresky. Frankfurt a. M. 1979, S. 27.

Seine Eindrücke und Erlebnisse in jenen spannungsreichen Sommerwochen und in den ersten Kriegsmonaten sind der Nachwelt in Briefen und Aufzeichnungen überliefert. Anschaulich, überaus lebendig und sehr persönlich berichtet er über seine Studienzeit in Jena. Als er das Land auf einer Mosel-Wanderung urplötzlich und auf abenteuerliche Weise verlassen muß, ereilt ihn ein geradezu klassischer Konflikt zwischen Loyalität zur eigenen Herkunftsnation und einer andauernden Empathie für den künftigen Kriegsgegner Deutschland. Poetisch hat er dieses spannungsgeladene Gefühl in dem Gedicht 'To Germany' (siehe unten) verarbeitet. Moralisch hält er beide Seiten verantwortlich für den Ausbruch des Krieges gerade zwischen diesen beiden Völkern. Und in einem Brief an die Mutter vom März 1915 schreibt er: „Überhaupt ist Krieg in diesem Jahrhundert nicht zu entschuldigen: und alle Parteien, die darin verwickelt sind,

müssen sich den gleichen Teil der Schuld zuschreiben, daß es soweit gekommen ist.“^[2]

Sorleys Sommersemester 1914 in Jena

„Hier versucht man mir die Immatrikulation zu verweigern oder auch nur zu erlauben, Vorlesungen zu besuchen, bis ich einen Reisepaß erhalten habe. Der Mann im Büro hatte das Wort 'Reisepaß' fest im Kopf, und nicht einmal mein logischer Scharfsinn und mein Reifezeugnis konnten es austreiben. Also mußte ich in meinem Vorlesungsverzeichnis nachschauen und die Adresse des Englischlektors^[3] herausfinden – der nächstliegende Versuch neben einem Mann von Cook's [Reisebüro], an den ich denken konnte. Er war sehr großzügig und erlaubte, Vorlesungen zu besuchen und sagt, er denkt, es werde auch mit der Immatrikulation in Ordnung gehen, und daß kein Reisepaß notwendig werde, wenn man ihnen nur Zeit läßt. Und um meine Unabhängigkeit zu beweisen, machte ich mich heute abend direkt auf und hörte einen sehr faszinierenden Gentleman namens Nohl^[4], der die erste Stunde eines Vorlesungszyklus über Ethik hielt. ... [Mein Zimmer – Jahnstraße 4^[5]] ist sehr zufriedenstellend – klein, aber nett hergerichtet, ohne allzu viele Sprüche, und gemütlich. Gleiches kann man vom Bett sagen. [Das Zimmer] liegt ein wenig höher als die übrige Stadt, schattig, und schaut hinaus auf alle möglichen Bäume. ... Sowie ich durch Jena lief, wurde der Eindruck von Mittelalterlichkeit, den ich vom Zuge aus wahrnahm, sobald dieser Thüringen erreichte, sehr verstärkt. Es liegt etwa wie Ballater^[6], und es gibt, oder sollte geben, Burgen auf den umgebenden Anhöhen. Die Straßen sind eng und farbenfroh und nahezu bedacht mit Fahnen. Und alsdann lassen diese skurrilen Leute mit ihren leuchtenden Bändern und Mützen und lädierten Gesichtern sie aussehen wie 18. Jahrhundert.“
(An Professor und Frau Sorley, Jena, 1. Mai 1914).



Sorleys Studentenbude in Jena, Jahnstraße 4 (Foto Nail)

„Von Herrn stud. phil. C. H. Sorley:

Beachte die obige Anschrift und denke daran, alles auf den Briefumschlag zu übertragen, falls Du, nachdem Du alle meine Titel gesehen hast, Dich erhaben genug fühlst, mir zurückzuschreiben. Ist das nicht köstlich? Ich strahle einfach bei dem Gedanken, einen Briefumschlag mit einer Anschrift wie dieser zu erhalten. Und sie kostet nur zwanzig Mark.^[7] Für nur zwanzig Mark erhielt ich eine lange Liste mit Vorschriften, darunter die, daß alle Korrespondenz an mich so lauten soll. Und so bin ich und bleibe bis zum 5. August ein stud. phil. – einer, ich glaube, zurecht sagen zu können, unter den ganz wenigen existierenden englischen stud. phils. Wie es dazu kam, geschah folgendermaßen: Vergangenen Mittwoch ... reiste ich [von Schwerin kommend] gemächlich südwärts, aus einer Gegend, wo das Land flach und der Dialekt erträglich ist, nach Thüringen, wo der Dialekt verdorben ist und das ganze Land einen Hauch von bestimmter Mittelalterlichkeit bewahrt, gerade als sei es für einen Kostümball verkleidet – meine Eltern hatten entschieden, daß ich auf eine deutsche Universität gehen muß, und Jena war die nämliche, die sich für Charlie eignen würde (keine Erklärung gegeben warum). Am Bahnhof holte mich ein Medizinstudent ab [ein Bekannter der Schweriner Gastgeber] ..., der für mich freundlicherweise das Zimmer angemietet hatte, und schlug mir – einfach um nett zu sein – einen Spaziergang mit ihm an jenem Abend vor. Der Spaziergang verlief so: um 8 Uhr wurde ich sofort acht anderen Medizinstudenten vorgestellt – und Medizinstudenten in Deutschland scheinen genauso ekelhaft zu sein wie Medizinstudenten in England ... – und zu einer Spritzfahrt in einem kaputten Auto mitgenommen zu einer abgelegenen Kneipe, wo sie alle durchdrehten. Natürlich tranken sie eine Menge, doch nicht genug, um den Umfang des Küssens, das dort ablief, zu rechtfertigen – sie küßten sich und untereinander, ich meine, nicht ihre jungen Frauen, was verständlich gewesen wäre: doch als sie anfangen, sich gegenseitig mit Bier zu begießen und die Jacken tauschen, begann ich zu verstehen, daß man zu Deutschland nett sein muß, denn es ist sehr jung^[8] und kommt mit seinen Lektionen gut voran und ist so zufrieden mit sich selbst Daher bin ich seitdem um Laternenpfähle herumgelaufen und in Hutmacherläden abgetaucht, um diesen Gentlemen aus dem Wege zu gehen.“ (An A. E. Hutchison, Jena, 4. Mai 1914).

„Der Englischlektor war sehr freundlich und ging sogar so weit, meinerwegen eine 'hübsche Lüge' zu ersinnen, um den gräßlichen Sachbearbeiter zufriedenzustellen, der mich schließlich immatrikulierte.^[9] Seitdem habe ich alle möglichen Vorlesungen besucht, verwarf einige und nahm andere an, wie es hier in der ersten Woche üblich ist. Ich bin erschüttert zu sagen, daß ich überhaupt keine Vorlesungen über klassische Literatur (im engen Sinne) besuchen werde. ... Fast alle Dozenten sprechen langsam und deutlich, was ein Segen ist. Nach einigem Zögern habe ich entschieden, zu so vielen Vorlesungen wie möglich zu gehen Nohl, der über Ethik liest, ist bei weitem der Faszinierendste und Lebendigste. Ich war überrascht, als jemand hier sagte, daß er hier den gründlichen Unterricht vertrete im Gegensatz zu Eucken^[10], 'der in großen Ideen herumschwimme'. Eucken ist ein wunderbarer feiner alter Mann, ansehnlich und vergleichsweise milde. Aber ich fühle mich noch nicht gelassen, ihn mit dem magischen Wort Sorley^[11] zu behelligen.

Inzwischen bin ich ein wenig am Ort hier herumgekommen. Der Eindruck von Mittelalterlichkeit ist bald zerstreut. Die ganze Umgebung ist wie eine Untertasse, deren Rand und Mittelteil mittellalterlich sind – alles dazwischen ist übelster Vorstadtvillentyp. Die Kuppen der Anhöhen sind schön: und so ist die kleine mittelalterliche Insel in der Stadtmitte, wo viele der älteren Straßen von Kastanienbäumen flankiert werden. Aber Flieder ist der vorherrschende Duft hier. Davon gibt es viel Gebüsch in der Stadt, er hängt aus jedem Garten, und er wächst wild auf den Anhöhen. Aber ich würde nicht die Stadt solide nennen, doch sagt sie mir zu. ... Ich habe Stammessen in einer Gastwirtschaft zum Preis von 75 Pf. pro Tag abonniert – gute Kost und reichlich davon, aber schlecht aufgetragen. Für den Abend habe ich ein wundervolles Café entdeckt, wo man pochierte Eier, Kartoffeln, Koteletts, Suppe, Kakao usw. zu einem herrlich niedrigen Preis bekommt.“ (An Professor und Frau Sorley, 8. Mai 1914).

„Vor 10 Tagen habe ich mich einer Gruppe, die sich Freie Studentenschaft^[12] nennt, angeschlossen. Diese Gruppe (30 Mitglieder umfassend) hat eine Buch über ihre Ziele frisch herausgebracht; aber das einzige, das wirklich zählt, ist, daß sie sich als Gegenstück zu den hilflos antiquierten, aber noch florierenden Korporationen sieht. ... Doch hat mich der Englischlektor netterweise einem Gentleman vorgestellt, der eine Freischar (was immer das ist) leitet, die mich eingeladen hat, bei ihnen einmal alle 14 Tage teilzunehmen. Ich denke, sie reden über Byron, Bulwer Lytton und

Carlyle^[13] und andere solche ausrangierten Engländer, die in Deutschland ein Zuhause gefunden haben. ... Ich dachte auch daran, mich dem Jenaer Sportverein anzuschließen, doch fand ich, mit der üblichen deutschen Gründlichkeit, daß sie sich auf Sport mit Ausschluß aller anderen Aktivitäten konzentrieren.“ (An Professor und Frau Sorley, 16. Mai 1914).



Villa Eucken (Jena, Botzstraße 5 – indeedous/Wikimedia Commons)

„Vater schickte mir eine Empfehlung an den wunderbaren Eucken. Und er lud mich zum Tee am Sonntag ein. Es war ungemein interessant. Es waren dreißig bis vierzig Leute dort, und man spazierte im Garten umher, aß Eclairs und unterhielt sich. Und ich traf zwei andere Leute, die Tennis spielen wollten: und schon hatten wir einen vierten gefunden und begonnen. Man bleibt dort von ungefähr fünf bis acht. Die meisten Studenten dort – abgesehen von einer selbstverständlichen Neigung, einen auszufragen, 'was England denkt' über dies und das, und einem arglosen Vertrauen in alle meine Ansichten als die Ansichten Englands – waren wirklich sehr nett. Es war amüsant, diese Seite des deutschen Lebens zu sehen. Eine Zeitlang saßen wir unter einem Baum und hörten ergeben, Fräulein Eucken[14] und zwei oder drei junge Dozenten geistvolle Epigramme knacken, die erstaunlich zynisch und gewagt waren. Eucken ist ein wunderbarer feiner alter Mann mit einer erstaunlichen Gabe völlig distanzierter Herzlichkeit. Freilich begegnete ich ihm nur, um 'Guten Tag!' zu sagen, aber als ich mich dann verabschiedete, ergriff er meine Hand und sagte: 'Ach, Mr. Sorley, Sohn des **großen** englischen Philosophen, es war mir ein wunderbares Vergnügen, Sie kennenzulernen. Sie **sind** hier willkommen. Sie **müssen** auch nächsten Sonntag kommen.' Es ist so freundlich von ihm, daß ich ihn kaum genug preisen kann.“ (An [Zwillingsbruder] Kenneth Sorley, 19. Mai 1914).

„Die Dinge laufen hier ganz hervorragend. Die Erste Freischar[15] Jenas hat sich als treffend erwiesen und mich freundlicherweise eingeladen, an ihren Wissenschafts- und Unterhaltungsabenden teilzunehmen, die alternativ jede Woche stattfinden. Es ist eine sehr nette Truppe – ungefähr acht, die zusammen wohnen, essen und arbeiten, und acht andere, die (wie ich) als außerordentliche Mitglieder eingeladen sind, das Semester über ihre Bildungsabende zu besuchen. ... Ich habe Eure Notiz Eucken gegeben, und er hat mich für den kommenden Tag, Sonntag, zum Tee eingeladen. Ich glaube, der Eucken'sche Haushalt hat hier den Ruf, sehr englisch zu sein. Jedenfalls machte ich mich pflichtbewußt auf und kam Punkt fünf als erster dort an. Eucken war außergewöhnlich freundlich zu mir und sprach sehr nett über Euch. Doch bald fluteten Scharen aller möglichen Völker, Nationen und Sprachen herein – Griechen, Türken, Russen, Amerikaner und Japaner –, und es gestaltete sich zu einem höchst lustvollen Gedränge. Ich trieb dort mehrere interessante Studenten auf, die, abgesehen von der Neigung, einen auszufragen, eine sehr gute Gesellschaft waren; besonders einer, der nach Tennis Ausschau hielt und, mit meiner und der Hilfe zweier anderer, es jetzt gefunden hat. Frau Eucken[16] ist eine Griechin und gleicht vom Aussehen ziemlich einer ihrer Statuen. Fräulein Eucken, gleichermaßen großgewachsen, und locker, beinahe von gefährlichem Ausmaß, gekleidet in ein knatschgrünes Reif-Gewand, saß unter einem Baum, rauchte lautstark, und knackte mit jungen Privatdozenten geistvolle Epigramme, während andere sich in der Nähe herumtrieben und klatschten. Sie kriegte Stühle klein und schrie laut hinüber zu ihrer ergrauten griechischen Mutter auf der anderen Seite des Gartens. Aber eine sehr lebhaft Lady, und vielleicht tue ich ihr unrecht mit meinen Vergleichen, denn sie ritt den Wirbelwind und dirigierte den Sturm ziemlich gut. Nun ja, wir alle wandelten im Garten umher und redeten, und ich beantwortete tausend Suggestivfragen und fädelte Tennis ein, und die Menge wurde nicht kleiner bis Viertel vor acht. Es war also ein äußerst erfreulicher Sonntagnachmittag. Und Eucken stand zur Verabschiedung an der Tür und versicherte allen Gästen, als sie aufbrachen, daß sie für ihn das Vergnügen des Tages gewesen wären. Er bat mich, ihn herzlich Euch zu empfehlen und sagte mir, doch nächsten Sonntag wiederzukommen, wenn ein gewisser Boutroux[17] die Attraktion ist. Das Gegenlager (vor dem die Erste Freischar sich verneigt) meint, daß all die Sonderlinge Jenas am Sonntagnachmittag bei den Euckens anzutreffen seien. Doch ich bin äußerst dankbar, denn ich habe dabei ein oder zwei Leute kennengelernt, und es war sehr

angenehm: und ich spiele jetzt auch Tennis. ... Die bunte Mischung von Vorlesungen läuft ganz gut. In ein oder zwei Fällen wünschte ich, ich wäre nicht so schnell gewesen, meinen Namen einzutragen – einmal getan, ist unwiderruflich –, aber das ist verbindlich der Fall. Eucken finde ich im Augenblick nicht sehr ergiebig, seine Einleitung ist völlig amateurhaft und seine Metaphysik ziemlich schwer zu begreifen. Ich bin sehr betroffen über die fehlende Anerkennung, die dem Propheten von einem Teil seiner eigenen Universität entgegengebracht wird. Doch jedermann stimmt zu, was seinen persönlichen Charme angeht; es scheint da eine Tendenz zu sein, ihn als kitschigen Denker zu verspotten, was mich sehr überrascht hat. Nohl ist der Name des Mannes, auf den man als den wirklich großen Mann von Jena verweist, und seine Vorlesungen sind in der Tat äußerst anregend.

Eine schöne Beigabe zu den Attraktionen des mittelalterlichen Jena, in Form des Jahrmarktes, hat unlängst zwei der Hauptstraßen versperrt. Die Waren waren belanglos. (Ein Penny-Taschenmesser und drei Paar Socken für neun Pence waren alles, was ich kaufenswert finden konnte.) Aber das Hereinströmen all der Leute vom Land mit ihren vierkantigen leeren Körben auf dem Rücken und ihr Weggehen mit den Körben voller Bänder und Töpfe und Türkischem Honig war schön anzusehen: und helle Transparente mit herzigen Anzeigen wie 'Hurrah, Hurrah! Der billige Jakob ist da, ist da!' waren ein schönes Gegenstück zu den ewigen Verbindungsfarben. Tatsächlich erwachte die Jenaer Altstadt, eingezwängt zwischen der Universität auf der einen Seite und den Mikroskopen von Carl Zeiss auf der anderen, für ein paar Tage zum Leben. Doch jetzt sind die Buden wieder verschwunden und die Straßen offen für den Verkehr.“ (An Professor u. Frau Sorley, 20. Mai 1914).

„Hier in Jena wird Eucken hauptsächlich als eine gesellschaftliche Erscheinung geschätzt, und ich verdanke ihm und seinen Sonntagnachmittag-Tees all das ungezwungene Leben, dessen ich mich hier im Augenblick erfreue. Durch die besagten Sonntagnachmittage habe ich eine ganze Menge anderer Studenten kennengelernt – der Hauptzweck, überhaupt hier zu sein. Natürlich schließe ich mich nicht den 'Corps'studenten[18] an, die ihr Sauf-, Duell-, Gesangs-, ihr unproduktives und farbenprächtiges Leben ganz unter sich führen. Aber die nicht-inkorporierten deutschen Studenten – diese sind sogar in Jena, der traditionsreichsten unter den deutschen Universitäten, in der Mehrheit – sind ein sehr gastfreundlicher Haufen mit außerordentlich wachem und aufgeschlossenem Verstand. Der Umfang ihres Wissens ist selbstredend gewaltig und würde jeden vergleichbaren Britten beschämen. Den Norddeutschen oder den Mitteldeutschen, jedoch, finde ich in aller Regel zu ausfragend und zu verliebt ins patriotische Fachsimpeln. Der Süddeutsche ist fast immer angenehm. Indessen eine von tausend Entdeckungen, die ich in den vergangenen sechs Wochen gemacht habe, ist, daß der hochstehende besserblütige Typ des deutschen Juden bei weitem den subtilsten Verstand all der Leute hat, denen ich überhaupt begegnet bin.“ (An A. R. Gidney, Juni 1914).

„Ich spiele Tennis um 6 Uhr morgens ..., schlafe nach dem Mittagstisch bis [abends], lasse die zahlreichen Spazierwege, die Schiller (ich schließe Schiller wirklich aus) so liebte, außer Acht und führe ein angenehmes Spieß erleben. Aber ich besuche Vorlesungen: über Philosophie und politische Ökonomie in der Hauptsache, und eine oder zwei ermüdend trockene über deutsche Literatur.“ (An F. A. H. Atkey, Juni 1914).

„Die Hitze hier ist ... zum Explodieren. Es ist so, als würde ganz Jena an einer überdrehten Zentralheizung leiden. Ich nehme jetzt regelmäßig das Abendbrot auf einem kleinen Hügel ein [Schweizerhöhe], was die Kosten für das Leben beträchtlich vermehrt ...; aber es gibt ein Lüftchen, das dort langsam vorbeistreift, also lohnt es sich. Andernfalls ist das Leben ein langes Schwitzen, das, ich wage zu behaupten, sehr gesund ist.[19] Die Deutschen sind alle sehr zufrieden, sie hängen ihre Hüte an ihre Bäume und gehen in der Sonne spazieren. Aber Tennis geht weiter, und ich lebe in kurzen Hosen[20] und einem aufgeknöpften Hemd und von grünem Salat und Kirschen.“ (An Professor Sorley und Frau Sorley, Anfang Juli 1914).

„Ein anderer Punkt in Ihrem Brief läßt mich nicht überzeugt. Sie sagen, die Corps seien wirklich nicht schlecht. Aber wie! Durch und durch verdorben! Je eher man die Verleumdung über deutsche Universitäten zerstreut, daß der Corpsstudent der typische Student sei, um so besser. Sie umfassen nur ein Drittel der Gesamtstudentenzahl in Jena: und Jena ist die landestypischste aller deutschen Universitäten. Sie sind der Schaum und der Bodensatz. Wir, die Nicht-Inkorporierten, die anderen zwei Drittel, sind der gute Inhalt des Biers. Wie leben in zwei Quadratfuß großen möblierten Zimmern, wir arbeiten ein wenig (unmöglich in den ersten drei Semestern für Corpsstudenten), und wir können uns untereinander recht bald vermischen ohne irgendeinen Zwang und die Schattenseiten des gekünstelten Corpslebens. Eine besonders anstößige Form des 'Schindens' für die sechs jüngsten Studenten [Füxe] in jedem Corps: obligatorischer Alkoholrausch; verbindliche Entfaltung eines beleidigenden und aggressiven Verhaltens gegenüber Außenstehenden; und ein besonders abscheulicher Antisemitismus sind ihre hauptsächlichsten Merkmale. Die Studenten, mit denen ich am häufigsten Umgang habe, sind Juden, und so sehe ich vielleicht, von ihren Schilderungen der Beleidigungen, denen sie ausgesetzt sind, die übelste Seite dieser vielfarbigen torkelnden Geschöpfe. Aber sie sterben langsam aus. Ihr Platz wird eingenommen von nicht-schlagenden und Fachverbindungen. Eine oder zwei werden noch bleiben – sie sind malerisch genug, und ihr Gesang ist schön: und ich mag ein wenig Schaum zu meinem Bier. Doch denken Sie nicht, sie seien typisch für uns. Die meisten von uns haben jenen Geist von Sedan[21] überwunden. ... Ich fahre fort, mich mit deutscher Philosophie, Staatswissenschaft und Kirschen bis Ende Juli zu füttern: wenn ich Hopkinson zu treffen hoffe, der in Marburg Stammgast bei einigen Ausflüglerkursen ist, und ihn mitnehme für ungefähr eine Woche auf eine Wanderung entlang der Mosel.“ (An den Master von Marlborough [College], Juli 1914).

„Dein Mosel-Plan hat mich gewaltig belebt. Würde es Dir sehr viel ausmachen, ein nicht ganz endgültiges Versprechen zur Teilnahme entgegenzunehmen? Der Grund ist, daß ich in der ersten Augustwoche nicht wirklich frei bin, ich bin gebucht für wenig inspirierende Besuche. Aber ich werde sofort hingehen (oder sofort) zu versuchen, meine Befreiung zu erreichen. Ich denke, ich komme problemlos davon, und dann lasse ich es Dich endgültig wissen. Ich bin zuversichtlich, es wird ein Ja werden! Danach können wir in die Einzelheiten gehen. ... Viel Glück in Marburg. Du wirst wahrscheinlich aus Deinen drei Wochen viel mehr herausholen als ich aus meinem Semester, denn der Teufel führt mich in Versuchung, und ich streiche viele Vorlesungen, um auf den Tennisplätzen zu liegen und dumme Witze zur sengenden deutschen Sonne zu machen. Der Sommer macht mich träge – doch werde ich die Arbeit wegen der erste Augustwoche angehen.“ (An [Schulfreund] A. J. Hopkinson, 5. Juli 1914).

„Hier hat sich nichts ereignet, außer daß Polizisten mich behelligt haben. Am erinnerungswürdigen Datum meiner Ankunft in Jena hatte ich zwei Lebensläufe von mir zu schreiben, einen für die Universität und einen für die Stadt. Die Universität meinte, daß Charles ein männlicher, die Stadt, daß es ein weiblicher Name sei. Als sie dann ihre Statistik erstellten, stimmte sie nicht überein. So wandten sie

sich heute an mich und legten die ganze Angelegenheit in meine Hände. Ich hatte auch kleinere Details wie etwa 'Glaubensbekenntnis' und 'Schulbildung seit wann' in beiden abweichend eingetragen. So daß sie eigentlich vermuteten, daß es wirklich zwei von meiner Sorte gäbe und ich einen von ihnen unter meinem Waschtisch versteckte: einer von ihnen eine Lady, der Church of England zugehörig und seit September 1908 schulisch erzogen, und der zweite ein evangelischer Gentleman, dessen Bildungsgang schon 1895 begonnen hatte. Aber sie waren bald zufriedengestellt.“ (An Professor und Frau Sorley, 16. Juli 1914).

„Ich werde diesen Ort am Dienstag verlassen und fühle mich im Augenblick ganz elend bei dem Gedanken der bevorstehenden Unerläßlichkeit, packen zu müssen. Am Dienstag fahre ich nach Marburg und hole Hopper ab, der dort in einem seltsamen Ausflüglerkurs herumschwimmt: und wir werden uns auf eine Wandertour begeben, bis einer von uns an Hitzschlag stirbt. Angenommen, ich bin der Überlebende, beabsichtige ich, nach Berlin zu fahren und dann nach Schwerin. Ein sehnsuchtsvolles Mutterland wird mich am 16. August wieder in Empfang nehmen. Jedenfalls hoffe ich das. ... Ich kann Deutschland mit reinem Gewissen verlassen, denn ich habe schließlich den Faust fertiggelesen.“ (An A. E. Hutchinson, 24. (?) Juli 1914).

„Der Heuhaufen hat Feuer gefangen. Die alkoholisierten Verbindungen paradieren durch die Straßen und schreien 'Nieder mit den Serben'. Jede halbe Stunde, sogar im abgelegenen Jena, kommt eine neue Zeitungsausgabe heraus, jedesmal mit wüsteren Gerüchten: so daß man fast das Feuer auf Belgrad hören kann. Doch vielleicht ist das nur eine deutsche Feiertagsmunterkeit. Jedenfalls scheint es, als müßten die Russen heute abend die Frage eines Kontinentalkrieges beilegen, oder nicht. Seltsam, daß ein österreichisch-serbischer Krieg – der eine Wunsch im Leben des verstorbenen österreichischen Kronprinzen [Erzherzog] – erst durch seinen Tod erreicht werden sollte. ... Die Euckens übermitteln allerlei Grüße. Die Schückings[22], die mich vergangenen Samstag zum Essen einluden, schicken ebenfalls Grüße. Sie **sind** nette Leute.“ (An Professor und Frau Sorley, 26. Juli 1914).

„Ich muß Jena in zwei Tagen verlassen. Ich würde jetzt gern ein weiteres Semester hier zubringen, denn in einem Semester findet man gerade seine Orientierung: und ich bin voller guter Absichten, was ich tun würde, wenn ich für das Wintersemester zurückkommen könnte. Allerdings werde ich es nicht bedauern, wieder einmal einen englischen Penny zu sehen. Es liegt etwas so Biederer und Englisches und Unpraktisches in einem großen ehrlichen englischen Penny – so viel schöner als jene häßlichen kleinen Zehnpfennigmünzen, die einen immer glauben lassen wollen, es seien Markstücke. Ein gutes Frühstück wird auch sehr willkommen sein, und Punch[23]. In diesen drei Punkten, denke ich, sind wir Deutschland voraus Wir haben eine aufregende Zeit mit den diversen Abschiedsfesten. Es ist ein schöner Anblick, alle die Corps zu sehen, gekleidet in ihre altväterlichen Uniformen, Fackeln tragend und um Mitternacht singend durch die Stadt ziehend. Es bringt einen fast dazu zu wünschen, daß man auch ein 'Inkorporierter' wäre. Heute abend, fürchte ich, veranstalten sie eine Kriegsdemonstration und rufen 'Nieder mit den Serben'. Wir alle zusammen erleben gegenwärtig eine spannende Zeit: mit neuen Zeitungsausgaben zu jeder Stunde, jedesmal mit wüsteren Gerüchten. ... Daher sind wir auf beiden Seiten des Kanals sehr 'angespannt'. Und das Schießpulver scheint Feuer gefangen zu haben. Die nächste Woche sollte aufregende Dinge hervorbringen.“ (An Fräulein Mary Smith, 26. Juli 1914).

Zwischenstop Marburg

Am 28. Juli 1914 hat Charles Sorley den Schulkameraden aus dem *Marlborough College*, Arthur J. Hopkinson[24], 'Hopper', zur geplanten Moselwanderung in Marburg abgeholt; wahrscheinlich sind beide am folgenden Tag nach Koblenz aufgebrochen. Hopkinson nahm an einem Ferienkurs der Marburger Universität teil (<https://www.uni-marburg.de/uniarchiv/archivalie/ferienkurse13-14>). Sein Bruder hatte ihm mit einem Schreiben an das Sekretariat des Ferienkurses in Marburg eine Unterkunft besorgen lassen:[25]

LE VALLON
VERNEUIL (EURE)

den 24^{ten} Mai 1914

Gnädige Frau von Blanckensee
Ich würde Ihnen recht dankbar
sein, wenn Sie mir die Adresse
einer gebildeten Familie geben könnten,
die meinem Bruder während des
Julikurses, möglichst als einzigen
Pensionär, unterbringen könnte.
Er ist Student auf der Oxforde
Universität, hat aber nur neunzehn
Jahre alt; so möchte ich, dass er
in gute Hände kommen sollte.
Er arbeitet tüchtig und hat
ganz anständige Kenntnisse des
gesprochenen Deutschen; ausserdem
ist er ein lieber, netter Kerl,
und anspruchslos ist er auch.
Mit vorzüglicher Hochachtung,
bin ich, gnädige Frau, Ihre
C. L. Hopkinson

C. L. Hopkinson bittet die Organisationsleiterin der Marburger Ferienkurse um ein Quartier für seinen Bruder. UniA MR 312/3/42 Nr. 11

„Le Vallon Verneuil (EURE)

den 24ten Mai 1914

Gnädige Frau von Blanckensee,

Ich würde Ihnen recht dankbar sein, wenn Sie mir die Adresse einer gebildeten Familie geben könnten, die meinen Bruder während des Julikurses, möglichst als einziger Pensionär, unterbringen könnte. Er ist Student auf der Oxforde Universität, ist aber nur neunzehn Jahre alt; so möchte ich, dass er in gute Hände kommen sollte. Er arbeitet tüchtig und hat ganz anständige Kenntnisse des gesprochenen Deutschen; ausserdem ist er ein lieber, netter Kerl, und anspruchslos ist er auch. Mit vorzüglicher Hochachtung bin ich, gnädige Frau, Ihr C. L. Hopkinson“.

Von den Turbulenzen, die sich nach ihrer Abreise in Marburg auftraten, haben beide nichts mehr mitbekommen. Eine amerikanische Teilnehmerin am Universitätsferienkurs, die nach nervenaufreibender Rückreise über das holländische Vlissingen, London und Liverpool als Zwischendeckpassagier wieder in den Vereinigten Staaten gelandet war, schrieb hierüber in der *New York Times* vom 6. September 1914 unter anderem: „Gegen Donnerstag abend [30. Juli] wurden alle unruhig. Um 7 wurde die Anordnung der Mobilmachung erwartet. Geschäftsinhaber standen an den Ladentüren. Die normale Arbeit war vergessen. Menschen liefen im Regen

hin und her und warteten auf eintreffende Nachrichten. Als die Kirchenglocke die volle Stunde läutete, lauschten die Menschen andächtig und hofften, ihr Läuten würde sich nicht zu einem Kriegsalarm verlängern. Keine Nachrichten trafen ein, und allmählich fand die Stadt zur Ruhe. Um Mitternacht, jedoch, vereinigten sich die Studentenverbindungen zu einer feierlichen Prozession durch die Stadt. Sie sangen beim Marschieren, und um die Kriegerdenkmale auf einem öffentlichen Platz und in dem stillen Kirchhof waren nach und nach Tausende Studenten versammelt. In Hingabe ihrer selbst an das Vaterland sangen sie mit Inbrunst 'Deutschland über alles' und 'Die Wacht am Rhein'. Nach jeder wunderbaren Schlachthymne folgte im tiefen Chor ein 'Hoch, Hoch, Hoch', und den Frauen, den Tränen nahe und an den Fenstern auf den Hügeln über der Stadt lauschend, schien es, als seien die Geister ihrer Väter, der alten Helden aus Bismarcks Tagen, aus den Nebeln des Friedhofs hervorgekommen und aufgestiegen zwischen den undeutlich konturierten Kiefern, um sich mit diesen Jungen in ihren Hymnen und der Hingabe zu vereinen. Nur die Deutschen können singen, und nur diejenigen, die diese kraftvollen ernsten Stimmen hörten, können den Schauer ermessen, den sie sogar durch den Gleichmütigsten und Schwerblütigsten senden. Es kehrte Ruhe ein und ließ die schluchzenden Gebete der Mütter verstummen, die sich auf Straßen und an Fenstern versammelt hatten in der Meinung, daß die Soldaten einberufen worden waren: und daß es die Soldaten-Jungs wären, die Abschied feierten am Denkmal auf dem Platz. [26]



Marburg in alten Ansichtskarten. Hg. v. E. Dettmering / G. U. Großmann. Frankfurt/M. 1978, S.65.

Durch das Kriegsgebiet. Die Geschichte einer aufregenden Reise. Berichtet vom Sohn eines Cambridger Professors[27]

„In der letzten Julinacht ... wurde Deutschland unter Kriegsrecht gestellt, aber es dauerte noch bis zum Nachmittag des ersten Augusttages, bis die gelben Plakate, die diese Nachricht öffentlich verkündeten und einen Zeitraum von vierundzwanzig Stunden allen Touristen und vereinzelt Ausländern zum Verlassen des Landes einräumten, ihren Weg an die Fenster der Postämter und an die Scheunentore der Weiler des Moseltals fanden. Es geschah daher in einem ziemlich ahnungslosen Zustand an jenem Abend, daß mein Freund und ich [von den Anhöhen] in die Stadt Neumagen hinabstiegen, ungefähr dreißig Kilometer östlich von Trier. Wir fanden ohne viel Mühe ein Nachtquartier und waren bald sehr geehrt und in Verlegenheit wegen der Beachtung, die unsere Ankunft verursacht hatte. Die ganze Bevölkerung der kleinen Stadt fand sich vor unserer Gastwirtschaft ein und sah uns in respektvollem Schweigen beim Essen zu. Dann kam ein Polizist und versicherte uns mit der typischen rheinländischen Freundlichkeit, daß wir keine Kriminellen wären, aber der Bürgermeister nach uns verlangte. Wir kamen zum Bürgermeister, dessen einziger Wunsch es war, uns Konterbandegestalten aus seinem kleinen Ort zu entfernen, und der uns den absurden Rat gab, am nächsten Morgen nach Luxemburg aufzubrechen als dem nächstgelegenen neutralen Gebiet. Der Gesang und die Gitarre waren jene ganze Nacht über in Neumagen aktiv. 'Wenn ihr zurück in England seid', sagte der väterliche Polizist zu mir, 'erzählt ihnen, daß Deutschland nicht schläft.'

Die Stimmung der Bevölkerung

Aber was die Straßenlaternen verborgen hatten, offenbarte uns das Tageslicht am nächsten Morgen. ... Die Kinder, die Unheil zu wittern schienen, weinten – alle jene, die ich sah. Die Frauen schnüffelten meistens und schluckten, was schlimmer ist. Und die Männer, die Sänger der letzten Nacht, mit gezeichneten Gesichtern und erzwungenem Lächeln, suchten Trost zu finden aus ihren langen herabhängenden Pfeifen und beneideten jene, die nicht bis Dienstag [4. August] in ihre Kasernen einrücken mußten. Es war Sonntag [2. August], und die klagenden Töne einer Fürbitte auf schlechter Orgel wurden aus der Kirche in die Umgebung verströmt. Ich habe noch nie ein jammervolleres Bild gesehen.

Krankhafte Angst vor Spionen

Wir liefen zum nächstgelegenen Bahnhof und nahmen den Zug nach Trier. Unser 4.-Klasse-Waggon war brechend voll mit Männern, die zum Militär einberufen wurden. Sie alle sahen wie in einem Zustand betäubter Ergebung und Trauer aus; ich habe nie die fröhlichen Rheinländer zuvor so dreinschauen sehen; und keiner von ihnen sprach. Unsere Ankunft verursachte Bewegung. Mit typischer Freundlichkeit und Wohlwollen fragten sie nach unseren Geschichten und rieten uns, bei Ankunft in Trier uns dem Militär zu übergeben, weil Deutschland von krankhafter Angst vor Spionen war. Das taten wir. Die Wache auf dem Bahnhof, der wir uns übergaben, gerade als sie uns verhaften wollten, war froh, etwas zu tun zu haben, gab uns einen Begleitposten und führte uns weg zur Kaserne. Unglücklicherweise besaß ich weder einen Reisepaß noch eine Kopfbedeckung. Die Ermangelung des ersteren warf Zweifel an der Rechtmäßigkeit meines Aufenthaltes in Deutschland auf, das Fehlen der letzteren ernsthafte Zweifel an meiner Seriosität; der kombinierte Mangel schien eine hohe Wahrscheinlichkeit für Spionage zu bieten. Folglich wurden wir ins Gefängnis abgeführt. Eine Menschenmenge hatte sich zu dieser Zeit um das Kasernentor versammelt, meistens Frauen und Kinder, aber auch ein beträchtlicher Prozentsatz gutgekleideter junger Männer. Sie folgten uns mit Gejohle und Gespött und Schreien wie 'Erschießt sie'. Doch ohne den Wachtposten, den sie uns in der Kaserne mitgaben, wären sie mit Sicherheit über uns hergefallen.

Ein Tag im Gefängnis

Im Gefängnis wurde unsere Hosentaschen geleert und unsere Rucksäcke abgenommen. Wir wurden jeder in eine Zelle gesperrt, doch die Türen wurden gleich wieder geöffnet, um uns mit einer recht passablen Suppe zu versorgen. Danach legte ich mich hin und versuchte mich in einen richtigen Gefangenen hineinzudenken. Den ganzen Nachmittag hindurch jammerte und wehklagte die Kirche auf der anderen Seite unseres Gefängnisses mit ermüdenden Fürbitteliern. Ich hatte gerade mit dem Lesen eines deutschen Groschenromans, den ich in der Zelle fand, aufgehört, als ich, angezogen durch Kratzen und Pfeifen, in diese Richtung blickte und ein kleines Loch in der Wand sah. Die nächsten zwei Stunden wurden durch Unterhaltung mit einem höchst angenehmen deutschen Gefangenen aufgeheitert, den ich nie sah; er war für neun Monate im Gefängnis, weil er während einer Parade im Flüsterton bemerkt hatte, daß Offiziere komische Kerle seien! 'Aber Gott sei Dank, hier ist nicht Preußen', sagte er, 'denn andernfalls wären es zwei Jahre gewesen'. Er war jetzt auf kürzeste Rationen gesetzt, und Bewegungsübung draußen war ihm verwehrt, weil er eine Zeitung eingeschmuggelt und diese danach einem anderen Gefangenen heimlich gegeben hatte. Am selben Morgen hatte er einen Bürger Triers aufgemuntert, der, im Solde Frankreichs, versucht hatte, eine Brücke zu sprengen, und weggeführt worden war, um erschossen zu werden, eine Stunde bevor ich in die Zelle gesteckt wurde, in der er die letzte Nacht zugebracht hatte. Er war nicht unzufrieden, mein Freund durchs Loch, und jedes Mal, wenn ich sein Schicksal unter der Wehrpflicht bedauerte, war seine Antwort immer: 'Aber es ist weit schlimmer in Preußen'. Es ist sehr bemerkenswert, wieviel Willkür und Dünkel und Ungerechtigkeit diese Burschen aushalten können, und mit welcher Tapferkeit und unbefangenen guter Stimmung sie das ertragen.



Postkarte Trier

Freilassung und Verbschiedung

Unsere Unterhaltung wurde abgebrochen durch einen lauten Zuruf, der mir befahl, unverzüglich herauszukommen, und ich drehte mich um und fand die Tür offen. Ich war dort nur acht oder neun Stunden gewesen, zwei Stunden lang mit beeindruckender Unterhaltung, und ich schloß mich wieder meinem Freund an, der auch entlassen war, mit der festen Absicht, in Deutschland nie einen Offizier einen komischen Kerl zu nennen, damit aus Stunden nicht Monate werden würden. Wir wurden zur Kaserne geführt durch die jetzt leereren Straßen (denn es war tiefe Nacht); unsere Sachen (die wahrscheinlich in der Zwischenzeit durchsucht worden waren) wurden zurückgegeben; wir erhielten Passierscheine und wurden aufgefordert, zum Bahnhof zu gehen. Am Kasernentor war ziemlich die

gleiche Ansammlung neugierigen Volks, das danach verlangt hatte, uns an jenem Morgen erschossen zu sehen. Sie nahmen unsere Entlassung mit Überraschung auf und bedrängten uns freundlich. 'Dann seid ihr nicht die Engländer, die das Wasser vergifteten', sagten sie. Und als wir 'Nein' gesagt hatten, sagte ein anderer 'Na ja, ihr habt gehört, daß England den Krieg gegen Rußland an Deutschlands Seite erklärt hat!' Wie auch immer dieses merkwürdige Gerücht in Umlauf gekommen war, seine Wirkung war, uns beinahe enthusiastisch zu verabschieden. Es war bestimmt ein Ausdruck eines allgemeinen Glaubens, geteilt von vielen Einzelpersonen und vielen Lokalzeitungen, seitdem der österreichisch-serbische Krieg erklärt war, daß die Folge ein Rassekrieg zwischen den Germanen auf der einen und den Slawen und romanischen Nationen auf der anderen Seite sein würde, in dem England (dessen gemischte Abstammung oftmals von den reineren Germanen nicht wahrgenommen wird) verpflichtet wäre, die Seite seiner Vettern jenseits der Nordsee einzunehmen. Allerdings waren wir umsichtig genug, ihre Ansicht zu teilen, und wir trennten uns von den Menschen im freundschaftlichsten Einvernehmen.



Postkarte Köln (Nail)



Postkarte Antwerpen (Nail)

Freundliches Belgien

So nach und nach erreichten wir Köln.^[28] Einige Zeit später wurde ich in Herbesthal, an der belgischen Grenze, aus dem Zug geworfen und lief in den nächsten Ort, um einen Zug nach Brüssel zu nehmen. Es war jetzt Montag nachmittag, aber als ich durch Lüttich kam, sah ich nichts, was auf die Stärke seiner Verteidigungsanlagen oder die Nähe der Deutschen hindeutete. Ein oder zwei belgische Soldaten an den Brücken, mit ihren Helmen wie Blechzylinder und ihrer Uniform, die jener aus den Zeiten von Waterloo ähnelte, störten ganz allein den ländlichen Frieden dieser Gegend. Viele Männer im Militäralter waren noch bei der Feldarbeit, und der Bahnverkehr lief ruhig und kontinuierlich wie immer. In Brüssel, jedoch, war ich überrascht, als ich (meinem Französisch nicht trauend) einen Inspektor laut auf Deutsch ansprach. Ich wurde sofort der Mittelpunkt einer neugierigen und feindseligen Menge. Ich wechselte zu Englisch, und ihre Haltung änderte sich, und sie fingen sofort an zu erklären, wie grauenvoll die Deutschen wären. Ich stimmte nicht zu, aber fand es klüger, nicht zu widersprechen, zumal ihr Haß auf Deutschland so erbittert war.

Ich erreichte Antwerpen am gleichen Abend (Montag, der 3.). Die Stadt war in einem ruhigen und geordneten Zustand mit der Ausnahme von einigen wenigen Amerikanern und Engländern, die, nachdem sie in ihrem Bemühen um eine Passage auf dem Abendschiff nach Harwich erfolglos waren, durch die Straßen drängten und erklärten, daß sie für Tage in Antwerpen stecken bleiben und schließlich zum Dienst in der belgischen Armee gezwungen würden. Die vielen Bewohner Antwerpens, mit denen ich sprach, schienen in einem Zustand philosophischer Gelassenheit und Ergebung zu sein. 'Die Deutschen werden in zwölf Stunden hier sein', erzählten sie mir; 'daran gibt es keinen Zweifel, sie sind schon über der Grenze.' Also sogar in Antwerpen wurde der andauernde und heroische Widerstand der Truppen bei Lüttich von vielen aus der Bevölkerung nicht erwartet.

Der englische Konsul in Antwerpen charterte ein Boot der 'Canadian Pacific' zur Überlassung für die Engländer und Amerikaner, die dort gestrandet waren. Es war die 'Montrose', ein altes Auswandererschiff, dessen Ruhm für künftige Zeiten, so scheint es, sichergestellt ist durch die Tatsache, daß Crippen und Le Neve^[29] dort gefaßt wurden. Kapitän Kendall, ihr früherer Kapitän, und danach Kapiän der 'Empress of Ireland', übernahm das Kommando, unterstützt von einer sehr zusammengewürfelten Mannschaft. Seine Schwierigkeiten wurden durch den Tatbestand vergrößert, daß die Maschinen der 'Montrose' außer Betrieb waren, und ihr Steuergetriebe war ebenfalls suspekt, da sie drei Monate lang demontiert im Hafen gelegen hatte, und daß sie außerdem eine noch schwächere Schwester schleppen sollte. Es gab auch viele Gerüchte über deutsche Schiffe außerhalb von Flushing [Vlissingen] und von Minen in der Nordsee, und man mußte den Klagen von Amerikanern und anderen Mächtigenmillionären zuhören, die nicht gewohnt waren, auf Viehschiffen zu reisen, und die Erbsensuppe salziger und das Brot härter fanden, als sie es in Amerika gewohnt waren. Jeder Passagier hat es jedoch Kapitän Kendalls Tatkraft, Umsicht und Freundlichkeit zu danken, daß alle Schwierigkeiten überwunden wurden. Am Donnerstagmorgen [6. August], nach drei Nächten an Bord, wurde ich ohne einen Penny in Tilbury an Land gebracht. Doch eine väterliche Regierung verhalf mir und vielen anderen nicht nur zu einer kostenlosen Überfahrt über die Nordsee, sondern auch zu einer Freifahrt nach St. Pancras [Londoner Bahnhof]. Hier, nach sechs Monaten unter freundlichen Deutschen, endete das

kleine Abenteuer meiner Reise durch das Kriegsgebiet. Es begann, ziemlich unfreiwillig, als ich des Kaisers [Wilhelm II.] Gast war, und in seinem Schlußteil war ich ganz behaglich der Gast des Königs [George V.]“

Krieg

Zurück in England, meldete Sorley sich im August 1914 freiwillig zum Dienst in den britischen Streitkräften und wurde mit Blick auf seine guten Zeugnisse aus dem *Officers Training Corps* in Marlborough zum Leutnant ernannt. Er diente zunächst in der Territorialarmee, ließ sich aber bald zur kämpfenden Truppe versetzen und wurde nach einer weiteren Ausbildungsphase zum Oberleutnant befördert. Im Mai 1915 gelangte er mit seiner Brigade zum Einsatz nach Nordfrankreich. Die verlustreichen Kämpfe an der Flandernfront brachten es mit sich, daß er im August 1915 als gerade Zwanzigjähriger, doch bereits erprobter Truppenführer den Rang eines *Captain* erhielt. Seine Zweifel am Sinn des Krieges und seine Liebe zu Deutschland sind bis zuletzt geblieben. Der Schuß eines deutschen Scharfschützen beendete am 13. Oktober 1915 sein junges Leben.

„ ... Aber in den Pausen zwischen Dienen und Sterben lasst uns miteinander als zwei Pro-Deutsche sprechen, oder beinahe als solche, die ihre Straßen durchwanderten, in ihrer Mosel badeten und einen halben Tage in ihren Zellen verbrachten“, hatte er aus der Kaserne noch ein Jahr zuvor an Schulfreund Hopkinson geschrieben. „So scheint mir, Deutschlands einziger Fehler ... ist ein Mangel an wirklicher Einsicht und Mitgefühl mit denen, die sich von ihnen unterscheiden. Wir bekämpfen keinen Tyrannen, sondern einen Eiferer. Sie sind eine junge Nation und begreifen noch nicht, daß das, was sie meinen, was zum Guten der Welt getan werden muß, wirklich nur zur eigenen Genugtuung getan werden darf. ... Ich betrachte den Krieg als einen zwischen Schwestern, zwischen Martha und Maria [Schwestern des biblischen Lazarus], die effiziente und intolerante, gegen die lässige und verständnisvolle. Jede Seite hat eine Tugend, für die sie kämpft, und den zusätzlichen Fehler der nämlichen Tugend. Und ich hoffe, was immer materiell bei diesem Konflikt herauskommt, er wird diese zwei Tugenden von ihren Fehlern reinwaschen, und Effizienz und Toleranz werden nicht länger unvereinbar sein.“

Poetischer Ausklang

To Germany[30]

You are blind like us. Your hurt no man designed,
And no man claimed the conquest of your land.
But gropers both through fields of thought confined
We stumble and we do not understand.
You only saw your future bigly planned,
And we, the tapering paths of our own mind,
And in each other's dearest ways we stand,
And hiss and hate. And the blind fight the blind.
When it is peace, then we may view again
With new-won eyes each other's truer form
And wonder. Grown more loving-kind and warm
We'll grasp firm hands and laugh at the old pain,
When it is peace. But until peace, the storm
The darkness and the thunder and the rain.

An Deutschland

Ihr seid blind wie wir. Euch zu kränken, plante kein Mensch,
Und kein Mensch verlangte, euer Land zu erobern.
Aber Tastende beide, eingezwängt in vorgefertigtes Denken,
Taumeln wir, und wir begreifen nicht.
Ihr saht nur eure Zukunft großartig entworfen,
Und wir, die verengenden Pfade unserer eigenen Vorstellung,
Und wir behindern einander auf uns lieb gewonnenen Wegen,
Und zischen und hassen. Und die Blinden bekämpfen die Blinden.
Wenn Frieden einkehrt, können wir wieder abschätzen

Mit neugewonnener Sicht des Anderen wahre Gestalt
Und wundern uns. Gütiger und warmherzig geworden,
Werden wir Hände fest ergreifen und verlachen den alten Schmerz,
Wenn Frieden einkehrt. Aber bis zum Frieden, der Sturm,
Die Dunkelheit und der Donner und der Regen.

'When you see millions of the mouthless dead'[31]

When you see millions of the mouthless dead
Across your dreams in pale battalions go,
Say not soft things as other men have said,*
That you'll remember. For you need not so.
Give them not praise. For, deaf, how should they know
It is not curses heaped on each gashed head?
Nor tears. Their blind eyes see not your tears flow.
Nor honour. It is easy to be dead.
Say only this, 'They are dead.' Then add thereto,
'Yet many a better one has died before.'**
Then, scanning all the o'ercrowded mass, should you
Perceive one face that you loved heretofore,
It is a spook. None wears the face you knew.
Great death has made all his for evermore.
Wenn du die Millionen Toten siehst mundlos
Durch deine Träume in bleichen Bataillonen ziehen,
Sage keine freundlichen Dinge, wie andere Männer es getan haben,
An die du dich erinnern wirst. Denn das brauchst du nicht.
Lobe sie nicht. Denn, taub, wie sollten sie verstehen,
Daß es nicht Flüche sind, geladen auf jedes verwundete Haupt?
Auch keine Tränen. Ihre blinden Augen sehen nicht, wie deine Tränen fließen.
Auch keine Ehre. Es ist leicht, tot zu sein.
Sage allein dies, 'Sie sind tot.' Dann füge hinzu,
'Schon manch tüchtigere Mann ist vor ihnen bereits gegangen.'
Dann, die ganze gedrängte Menge absuchend, solltest du
Ein Gesicht ausmachen, das du vordem geliebt hast,
Es ist ein Spuk. Keiner trägt das Gesicht, das du kanntest.
Der große Tod hat alles seins gemacht für immer und ewig.

Robert Graves: Sorley's Weather[32]

When outside the icy rain
Comes leaping helter-skelter,
Shall I tie my restive brain
Snugly under shelter?

Shall I make a gentle song
Here in my firelit study,
When outside the winds blow strong
And the lanes are muddy?
With old wine and drowsy meats
Am I to fill my belly?
Shall I glutton here with Keats?
Shall I drink with Shelley?
Tobacco's pleasant, firelight's good:
Poetry makes both better.
Clay is wet and so is mud,
Winter rains are wetter.
Yet rest there, Shelley, on the sill,
For though the winds come frorely,
I'm away to the rain-blown hill
And the ghost of Sorley.
Wenn draußen der eisige Regen
Kommt ungestüm springend daher,
Soll ich meinen unruhigen Geist anbinden
Gemütlich unterm Dach?
Soll ich ein sanftes Lied erfinden
Hier in meinem kaminerleuchteten Studio,
Wenn draußen die Winde heftig wehen
Und die Wege matschig sind?
Mit altem Wein und einschläferndem Braten
Bin ich gehalten, meinen Bauch zu füllen?
Soll ich hier fressen mit Keats?
Soll ich trinken mit Shelley?
Tabak ist angenehm, Feuerschein ist schön:
Poesie macht beides noch schöner.
Lehm ist naß wie auch Schlamm,
Winterregen sind nasser.
Doch verweile dort, Shelley, auf dem Regal,
Denn obwohl die Winde frostig daherkommen,
Bin ich unterwegs zur regenumtosten Anhöhe
Und dem Geist von Sorley.

- [1] Prof. Dr. William Ritchie Sorley (1855-1935). Der Vater veröffentlichte in den Jahren 1916/1919 zwei schmale Bände mit Gedichten und Briefen des Sohns, die er aus verstreuten Quellen zusammengetragen hatte und die wegen einer landesweit verbreiteten Anteilnahme am Schicksal des jungen Dichters in kurzer Zeit mehrfach aufgelegt wurden.
- [2] Alle Briefauszüge in diesem Beitrag sind entnommen: *The Collected Letters of Charles Hamilton Sorley*. Edited by Jean Moorcroft Wilson. London 1990. Übertragung ins Deutsche: Norbert Nail. Vgl. zu Sorleys Lebensdaten und zur Würdigung seiner dichterischen Leistungen auch die Arbeit von Jean Moorcroft Wilson: *Charles Hamilton Sorley. A. Biography*. London 1985; siehe ferner das Kapitel 'Victims of Circumstance: England in Germany (1914-1918)'. In: Miranda Seymour, *Noble Endeavours. The Life of Two Countries, England and Germany, in Many Stories*. London 2013, S. 195-210.
- [3] Arthur Alexander Watts (1889-1961): mit dem nur wenige Jahre älteren Fremdsprachenlektor hatte Sorley sich in Jena angefreundet. Watts gelangte über Österreich, vor Eintreten des Kriegszustandes mit England (12. August 1914), außer Landes. Sorley hielt brieflich Kontakt zu seinem einstigen Tennispartner: „...Leb' wohl. Ich denke of an Dich und Jena: wo ich erstmals auf eigenen Füßen stand und Freiheit fand. Leb' wohl.“ (Brief an Arthur Watts, 1. Juni 1915).
- [4] Prof. Dr. Herman Nohl (1879-1960), Philosoph und Reformpädagoge. Die positiven Eindrücke vom Nohl'schen Unterricht werden in den Erinnerungen auch vieler seiner ehemaligen Hörer geteilt; vgl. *Ein Landsturmmann im Himmel. Flandern und der Erste Weltkrieg in den Briefen von Herman Nohl an seine Frau*. Zusammengetragen, eingeleitet und erläutert von Walter Thys. Leipzig 2005, S. 24.
- [5] Laut gedrucktem Verzeichnis der Studierenden an der Universität Jena – Auskunft des Universitätsarchivs.
- [6] Ein malerischer kleiner Ort in den schottischen Highlands.
- [7] In einem Brief von Ende April 1914 schrieb er an die Eltern, daß das Zimmer, Kaffee inklusive, 25 Mark kosten sollte; vgl. *The Collected Letters*, S. 126.
- [8] Anspielung an das erst am 18. Januar 1871 gegründete „zweite Deutsche Reich“.
- [9] Unter der Nr. 508 ist Charles Sorley aus Cambridge im Jenaer Matrikelbuch vom Sommersemester 1914 verzeichnet, zugeordnet der Philosophischen Fakultät. Die Einschreibung am 19. Mai erfolgte aufgrund eines Zeugnisses der Universität Oxford vom Juli 1913 und durch „Empfehlung des Lektors Watt [sic!]“. Als Angehöriger eines gegen Deutschland Krieg führenden Staates wurde durch Erlaß der Großherzoglichen und Herzoglich Sächsischen Regierungen vom 29. August am 15. September 1914 sein akademisches Bürgerrecht für das Wintersemester als erloschen angesehen, er aus der Liste der Studierenden gestrichen; vgl. UniA Jena, Bestand BA, Nr. 894, Nr. 74v u. 75r / Nr. 895, Nr. 32, Nr. 33v, Nr. 35r u. 35v – mit Dank an Stefan Gerber und Margit Hartleb, Jena.
- [10] Prof. Dr. Rudolf Eucken (1846-1926), Philosoph, Literatur-Nobelpreisträger (1908). Zur Einordnung Euckens in die Philosophie seiner Zeit siehe beispielsweise Hermann Lübke: *Rudolf Eucken und der Idealismus. Deutsche Weltanschauung nobelpreisgekrönt*. In: *Tabula Rasa*. Jenenser Zeitschrift Für Kritisches Denken. Ausgabe 36, April 2009 (<http://www.tabvlarasa.de/36/Luebke.php>).
- [11] Sorleys Vater war mit Rudolf Eucken bekannt.
- [12] Vor dem Ersten Weltkrieg Organisation der nichtkorporierten Studenten an den Hochschulen als Interessenvertretung der freien, also der nichtkorporierten Studenten; vgl. Friedhelm Golücke: *Kleines Studentenwörterbuch. Das akademische Leben im Überblick*. Köln 2006, S. 92.
- [13] George Gordon (Lord) Byron (1788-1824), Edward Bulwer (Lord) Lytton (1803-1873), Thomas Carlyle (1795-1881), britische Schriftsteller, die mit ihren Werken, dank zahlreicher Übersetzungen, im Deutschland des 19. Jahrhunderts ein breites Publikum gefunden hatten.
- [14] Ida Marie Eucken (1888-1943), Sopranistin.
- [15] *Freischaren*: aus der Jugendbewegung seit 1907 hervorgegangene Erziehungsgemeinschaften, die sich gegen das hergebrachte Farbenstudentum wandten, vgl. *Kleines Studentenwörterbuch*, S. 94.
- [16] Gertrud Christina Irene Eucken (1863-1941); ihre Mutter war Griechin.
- [17] Émile Boutroux (1845-1921), französischer Philosoph.
- [18] Gemeint sind hier wohl allgemein die Mitglieder farbentragender, zumeist schlagender studentischer Verbindungen.
- [19] Sorley war während der Schulzeit in Marlborough ein begeisterter Cross-Läufer, der gern bei Regen unterwegs war und in der körperlichen Ertüchtigung befreiende Genugtuung empfand. Genügend geschwitzt hat er sicher auch während seiner freiwilligen Ausbildung im *Officers Training Corps* am *Marlborough College*.
- [20] Das wilhelminische Deutschland gab sich prüde. So spielte Sorley etwa in Schwerin Hockey in *Knickers 'Pumphosen'*, weil *Shorts* dort wegen der freien Knie verpönt waren.
- [21] In der Schlacht bei Sedan wurde am 2. September 1870 der französische Kaiser Napoléon III. zusammen mit einem Großteil seiner Truppen gefangengenommen. Dieses Ereignis, der Sieg über die Franzosen, wurde im Deutschen Reich bis 1918 in markigen Reden groß gefeiert: *Sedantag*.
- [22] Prof. Dr. Levin Ludwig Schücking (1878-1964), Anglist, Shakespeare-Forscher.
- [23] Name einer berühmten satirischen Zeitschrift.

[24] Arthur J. Hopkinson (1894-1953), Student in Oxford, *Captain* in einem Infanterieregiment, überlebte den Weltkrieg und machte Karriere in der britischen Kolonialverwaltung unter anderem als langjähriger *Political Officer of Sikkim, Bhutan and Tibet* und bis zur Loslösung Indiens aus dem britischen Kolonialreich und der staatlichen Unabhängigkeit 1947 als *Indian Political Officer*.

[25] Vgl. UniA MR 312/3/42 Nr. 11.

[26] Eine Fehleinschätzung, denn es wurden nicht nur die üblichen wehrpflichtigen Jahrgänge einberufen, sondern mit der folgenden Ausrufung des Kriegszustandes alle wehrfähigen Männer im Rahmen der allgemeinen Mobilmachung. Über die Stimmung in Marburg in dieser Zeit berichtet auch der Dichter T. S. Eliot, der sich für den dann abgesagten August-Ferienkurs der Universität angemeldet hatte, vgl. <http://staff-www.uni-marburg.de/~nail/eliot.htm>.

[27] *The Cambridge Chronicle and University Journal*, Freitag, 14. August 1914. Abgedruckt in: *The Collected Letters of Charles Hamilton Sorley*, S. 263-268. Übertragung ins Deutsche: Norbert Nail.

[28] In Köln trennte Sorley sich von Hopkinson, der via Holland nach England reiste und zwei Tage vor Sorley dort ankam. Am Kölner Hauptbahnhof sah Sorley aus der Ferne einer Gruppe sehr hektischer amerikanischer Schullehrerinnen, mit denen er wenige Wochen zuvor in Jena sich im Hause von Prof. Rudolf Eucken noch unterhalten hatte. (An Professor und Frau Sorley, 23. November 1914).

[29] Der Giftmörder Dr. Hawley Harvey Crippen (1862-1910), der Fall lieferte später Stoff für zahlreiche Filme und Romane, wurde nach seiner spektakulären Flucht aus London zusammen mit seiner Geliebten Le Neve im Juli 1910 an Bord des Dampfers 'Montrose' auf dem Weg nach Kanada verhaftet; der Kapitän des Schiffes war per Funktelegramm, damals ein technisches Novum, informiert worden. Scotland Yard war mit Hilfe neuester forensischer Techniken Crippen auf die Spur gekommen und schickte der 'Montrose' einen Schnelldampfer mit einem Inspektor hinterher, der das Pärchen noch auf hoher See festnehmen konnte.

[30] Vgl. Jean Moorcroft Wilson: *The Collected Poems of Charles Hamilton Sorley*. London 1985, S. 70 – Das Gedicht wurde vermutlich im August 1914 verfaßt. Übertragung ins Deutsche: Norbert Nail.

[31] Vgl. *The Collected Poems of Charles Hamilton Sorley*, S. 91 – Das Gedicht wurde in Sorleys Ausrüstungsgegenständen gefunden, die nach seinem Tode nach Hause geschickt worden waren. Übertragung ins Deutsche: Norbert Nail. * Die Zeile ist wohl als Anspielung auf ein in einem 'patriotischen Ton' am Anfang des Krieges geschriebenes Sonett 'The Soldier' von Rupert Brooke (1887-1915) zu verstehen. ** Nach Homer: *Ilias*, xxi, V. 107: 'Starb doch auch Patroklos, der weit an Kraft dir voranging!'

[32] *Fairies And Fusiliers*. New York, 2nd pr. May 1919 [Folcroft Library Editions / 1971], S. 35 f. Übertragung ins Deutsche: Norbert Nail. Respekt und Bewunderung für den gefallenen Dichter- und Offizierskameraden Sorley und dessen oft von Regen und Wind geprägte poetische Stimmung haben Robert (von Ranke) Graves (1895-1985) zu den obigen Zeilen angeregt. Robert Graves nennt ihn neben Wilfred Owen (1893-1918) und Isaac Rosenberg (1890-1918) einen der größten Verluste, die der Krieg der englischen Dichtkunst zugefügt hat, vgl. *Goodbye to All That* (Penguin Books 1960, S. 175).

Zuletzt aktualisiert: 20.02.2018 09:16 · Dr. Carsten Lind, Universitätsarchiv, 06421-9250176
<workflow: 20.02.2018 09:16 · edited · Dr. Carsten Lind, Universitätsarchiv, 06421-9250176>

Archiv der Philipps-Universität Marburg, Friedrichsplatz 15 (im Hessischen Staatsarchiv Marburg), 35037 Marburg
Tel. +49 6421/9250-176, Fax +49 6421/161125, [E-Mail: uniarchiv@verwaltung.uni-marburg.de](mailto:uniarchiv@verwaltung.uni-marburg.de)

URL dieser Seite: https://cms.uni-marburg.de/uniarchiv/streiflichter1/sorley/html2pdf_form